

BASALE KOMMUNIKATION – SICH VON VERHALTEN HERAUSFORDERN LASSEN. VERHALTEN ALS AUSDRUCK WAHRNEHMEN, AUF DAS ES EINE PASSENDE ANTWORT ZU FINDEN GILT

Winfried Mall

1. Kein Mensch äußert sich nicht, es sei denn, er ist tot.

Woran erkennt man, dass ein Mensch lebt? Er atmet. Und wir alle wissen: Der lebendige Atem (altindisch: ātmá = Hauch, Seele, Selbst) ist kein mechanischer Rhythmus, sondern eng damit verwoben, wie es diesem Menschen geht, welche Gefühle ihn bewegen; er spiegelt dessen Befindlichkeit. Atemrhythmus lässt sich spüren – mit der Hand am Körper, im Körperkontakt – lässt sich bei genauer Beobachtung auch hören und sehen. Und wie jeder Rhythmus lässt sich auch dieser spielerisch und zwanglos aufgreifen, spiegeln, beantworten – mit dem eigenen Atemrhythmus, mit Tönen, Vibration, Berührung, selbst aus Distanz – ein im Wortsinn „somatischer Dialog“ (Fröhlich 1982).

Basale Kommunikation® (vgl. Mall 2008) hat gezeigt entdeckt, dass selbst die Ebene des Atemrhythmus' Begegnungsebene sein kann. Sie zeigt damit einen Weg auf, wie ohne Voraussetzungen auf Seiten des Gegenübers Begegnung, Austausch, Verbundenheit erlebbar werden können. Die Eigendynamik des Atemrhythmus' lässt sich im Spannungsfeld wahrnehmen zwischen Ausatmen: Loslassen – in Bewegung versetzen – entspannen; und Einatmen: Empfangen – wiederbekommen – geschehen lassen. Im Ausatmen finden Kontakt und Begegnung statt, das Einatmen bleibt bei sich selbst und lässt den andern bei sich. Das Pendel schwingt zwischen Ausatmen – „Ich bin bei dir.“ und Einatmen – „Ich bin bei mir, du bist bei dir.“ Das hilft auch, Übergriffigkeit zu vermeiden, wie auch, sich selbst im andern zu verlieren.

Dem andern auf diese Weise spiegelnd zu begegnen, setzt nicht einmal voraus, dass man ihn „verstanden“ hat, dass man schon weiß, was ihn bewegt. Ja, vielleicht entsteht erst im Spiegeln – d.h. selbst zu spüren, wie es sich anfühlt – eine Ahnung, was das Thema des anderen sein könnte. Aber auch wenn nicht, ermöglicht es das Erleben von Resonanz, eine ganz basale, vorsprachliche Weise, verstanden zu werden. (So ist es durchaus möglich, einen tieftraurigen Fremden

wirkungsvoll zu trösten, auch wenn man überhaupt nicht weiß, was konkret hinter seiner Trauer steht – weil er und ich beide Menschen sind.)

Sich im heilpädagogischen Arbeitsfeld auf diese Weise zu begegnen, erfordert eine spezielle Art von Professionalität: Sie ist bereit, auf die scheinbare Gewissheit von „richtigen“ Methoden und vorgegebenen Rollen zu verzichten und die Unsicherheit auszuhalten, erst einmal nicht zu wissen (ja, gar nicht wissen zu dürfen), ob und auf welche Weise der Kontakt gelingt. Eine Haltung, die sich radikal auf den anderen einlässt, sich selbst ihm auf Augenhöhe zumutet ebenso wie ihn mir, sich im Wortsinn angreifbar macht. Vorausgesetzt ist dabei ein hoch bewusster Umgang mit sich, mit dem eigenen Körper, wie mit dem anderen in seinem Körper, der auch sensibel dafür ist, wann es zu Grenzüberschreitungen kommen könnte, auf beiden Seiten, und diese Grenzen achtet, ohne sie überängstlich weiträumig zu vermeiden, verbunden mit einem hohen Maß an Transparenz, an Selbstreflexion, an Offenheit für Kritik.

2. Wer einen anderen nicht versteht, darf nicht meinen, die andere Person habe nichts zu sagen.

In einem fremden Land, dessen Sprache man nicht kennt, anzunehmen, die Bewohner:innen seien alle beschränkt oder behindert oder kommunikationsunfähig, nur weil man sie nicht versteht, offenbart lediglich die eigene Beschränktheit. Gegenüber einem Menschen mit stark ausgeprägtem Verhalten aus dem Autismus-Spektrum, dessen Verhalten für eine außenstehende Person nicht gleich nachvollziehbar ist, kommt jedoch schnell einmal die Aussage, verhalte sich „sinnlos“ / „nicht nachvollziehbar“ / „störend“ / „inakzeptabel“ / „herausfordernd“. Jemand, der diesen Menschen gut kennt, erkennt jedoch vielleicht auf Anhieb, dass er Schmerzen haben dürfte / hungrig ist / Ruhe braucht / sich freut / etwas Bestimmtes haben will (was nicht heißt, dass es nicht auch Fehlinterpretationen gibt, an die sich die Person letztlich anpasst: Wenn ich immer Schokolade bekomme, wenn ich traurig bin, erwarte ich irgendwann keinen Trost mehr, sondern eben nur Schokolade.). Und es ist noch nicht so lange her – vermutlich kommt es immer noch vor – dass Menschen im Wachkoma abgesprochen wurde, etwas zu spüren oder wahrzunehmen, nur weil man ihre Reaktionen nicht auf den ersten Blick erkennen konnte (siehe die Arbeiten von Andreas Zieger).

Ist es nicht immer so, dass wir, wenn wir eine Person wirklich kennenlernen, sie verstehen wollen, erst einmal „ihre Sprache“ lernen müssen: Wie sie was ausdrückt / woran wir welche Intention erkennen / womit wir bei ihr rechnen

müssen? Und das selbst dann, wenn sie die gleiche Sprache spricht wie wir selbst. Gegenüber jemand, der mir fremd ist, bin zunächst ich der „Behinderte“, denn ich komme mit dem, was mir zur Verfügung steht, erst einmal nicht mehr weiter.

3. Kommunikation lässt sich nur lernen, wenn man erlebt hat, verstanden zu werden.

Wenn das neugeborene Baby schreit, wird wohl kaum eine Mutter sagen: „Das Kind soll erst einmal sprechen lernen! Mit dem Geschrei kann ich nichts anfangen.“ Nein: Selbst wenn das Baby anfangs keine Ahnung haben dürfte, was sein Schreien bewirken kann, ja vielleicht nicht einmal eine Vorstellung davon hat, was es zum Schreien bringt – die Mutter wird auf das Schreien reagieren, „als ob“ ihr Kind damit etwas sagen würde, vielleicht: „Ich habe Stress!“ – „Ich habe Hunger!“ – „Mir ist nicht wohl!“ Und sie wird antworten (Ant-Wort = Gegenwort, dazu passend) mit Verhalten (z.B. „Stillen“), von dem sie annimmt, dass es zu den ausgedrückten Bedürfnissen passt.

Die erste Erfahrung des Neugeborenen nach dem Stress der Geburt wäre dann: „Da kommt etwas von außen, das passt zu mir, das tut mir gut, das befriedigt mein Bedürfnis!“ Damit wäre der Zündfunke übergesprungen, der den „Motor“ der Entwicklung des Kindes in Gang setzt und ihm ermöglicht, sich der Welt zuzuwenden (siehe die Arbeiten von Daniel Stern, z.B. Stern 1979; Mall 2004).

Es gibt vielfältige Hinweise darauf, dass es Menschen mit umfassenden Beeinträchtigungen häufig nicht / nur unzuverlässig / nicht mehr erlebt haben, auf diese Weise mit ihrer Umwelt in wechselseitigen Austausch zu treten. Dahinter stehen oft tragische, teils traumatische Erfahrungen auf Seiten aller Beteiligten, und es verbietet sich absolut, hier nach „Schuld“ suchen zu wollen (siehe Niedecken 1998). Auch eine erworbene Beeinträchtigung oder im Alter eine dementielle Entwicklung kann dieses Erleben von Wechselseitigkeit nachhaltig zerbrechen lassen und so den Bezug zur Welt behindern.

4. Es beginnt mit der Assimilation: Das Gegenüber passt sich mir an.

Lernen findet statt in der Wechselbewegung zwischen: „Ich passe mich dem Fremden an.“ und: „Ich passe das Fremde mir an und mache es mir zu eigen.“ (Piaget 1975: „Akkommodation-Assimilation“). In „Förder“-Beziehungen wird oft wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass das Gegenüber sich unserer

Welt anzupassen hat, dass wir seine zu erreichenden Ziele definieren und ihm zeigen können und müssen, „wie es geht“, dass es lernen soll, was wir für wichtig erachten.

Eigentlich gebietet es jedoch bereits die Alltagserfahrung, dass Lernen viel einfacher gelingt, wenn es an den Neigungen/Fähigkeiten/Bedürfnissen des anderen ansetzt, diese aufgreift und gemeinsam mit dem anderen nach neuen Wegen sucht, seine eigenen Ziele zu erreichen. Wenn wir z.B. prüfen, was wir aus unserer oft langen Schulzeit heute noch wissen, so sind es vermutlich die Inhalte, die Auswirkungen auf unseren Alltag hatten und uns bei der Bewältigung von Problemen/dem Verständnis von Situationen/dem Verfolgen eigener Interessen hilfreich waren.

Ein Junge mit ausgeprägt autistischem Verhalten sollte in der Schule mit einer Spitze die auf Papier gezeichneten Umriss eines Menschen perforieren. Er traf stets äußerst exakt genau auf die Linie, fast ohne hinzuschauen. Das Produkt seiner Tätigkeit, dass er dabei einen Menschen-Umriss austach, schien ihm jedoch gänzlich irrelevant, und kaum gab man ihm zu verstehen, dass die Aufgabe beendet sei, widmete er sich hingebungsvoll dem „stereotypen“ Spiel mit seinem Speichel. Das, was die Lehrerin ihn lehren wollte, konnte er bereits perfekt; aber das, was ihn im Leben tatsächlich behinderte, kam im Unterricht gar nicht vor.

Ein Durchbruch könnte sein, wenn auf einmal von außen etwas kommt, das sich genau dem anpasst, was dieser Mensch tut: Der Rhythmus der „stereotypen“ Bewegungen kommt als Musik oder Bewegung von außen zurück (vgl. Meyer 2016) – das vermutete Bedürfnis wird „zuvorkommend“ befriedigt – eigene Interessen und Vorlieben werden aufgegriffen – Belastungs- oder Stressmomente werden erkannt und vermieden oder beendet. Dann werden die Umwelt und die Menschen interessant, die darin agieren, dann lohnt es sich, sie zu beachten, dann will man gespannt sehen, wie es weitergeht.

5. Verhalten ist oft „herausfordernd“, weil es noch nicht verstanden worden ist.

Verhalten, das stört, das kaum erträglich ist, das wehtut und zerstört oder einfach fürchterlich nervt, fordert heraus, den eigenen Verständnishorizont zu verlassen, „provoziert“ dazu, neue Sichtweisen zu suchen: Was wurde noch nicht verstanden? Was kam davor/was kommt danach? Was macht es für die Person im

breitesten Sinn „lohnend“, sich so zu verhalten? Das fordert im eigentlichen Sinn ein empirisch-wissenschaftliches Vorgehen, das Beobachtungen sammelt und vergleicht, die Randbedingungen analysiert, Hypothesen aufstellt, diese überprüft und so lange anpasst, bis ein Verständnis für das Verhalten entwickelt werden kann, das weiterführt.

Mag sein, dass manchmal allein dieser Prozess, dass andere sich so sehr ins Zeug legen, so viel Aufwand treiben zu verstehen, zu dem Erleben führt, wirklich ernstgenommen zu werden, und sich das Verhalten auf diesem Weg „erledigt“. Doch auch wenn das Suchen nach Verständnis erfolglos bleibt, ist es doch viel menschlicher, wenn jemand in Beziehung bleibt, weder selbst flieht noch einen ausschließt (oder sogar dafür bestraft, dass er einen nicht versteht), sondern die Situation gemeinsam aushält, vielleicht auch die Trauer teilt, dass keine Hilfe möglich ist: „Geteiltes Leid ist halbes Leid.“

Nicht selten dürfte es jedoch bei „herausforderndem“ Verhalten ganz wörtlich um eben das gehen: Zu provozieren (lateinisch: *provocare* = hervor-, heraus-, aufrufen). Gerade Menschen mit sehr eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten, in deren Persönlichkeit das Erleben der eigenen Wirksamkeit (Mall 2014, 69ff.) im Fokus steht, denen es aber kaum möglich ist oder möglich gemacht wird, Selbstwirksamkeit positiv zu erleben, können entdecken, wie unerhört wirksam es ist, sich zu verweigern, zu „stören“, Schmerzen zuzufügen. Ja selbst Nahrungsverweigerung imponiert immer wieder als letztes Mittel, um auf Eigenwirksamkeit zu bestehen (bis dann eine Magensonde gelegt wird ...). Eine Fehlannahme dürfte in der Regel sein, sie wollen „uns ja nur ärgern“, denn es darf oft bezweifelt werden, dass die Gefühle der Bezugsperson überhaupt als so bedeutungsvoll wahrgenommen werden. Dass sie so zuverlässig sich aufregt oder schimpft, ist vermutlich viel spannender, lässt die eigene Wirksamkeit effektiv erleben.

Wie viel hilfreicher wäre da, proaktiv auf geeignete Weise Wege zur positiven Selbstwirksamkeit zu eröffnen, und sei es vielleicht nur darin, mit dem nächsten Löffel bei der Essenseingabe zu warten, bis der Mund von allein aufgeht, oder beim Anziehen mit dem nächsten Socken zu warten, bis ein ansatzweises Heben des Fußes erkennbar wird. Mit Fantasie lassen sich hier bestimmt meist Möglichkeiten finden, die dem andern signalisieren: „Es kommt auf dich an, wie es weitergeht.“

Literatur

Fröhlich, Andreas (1982): Der somatische Dialog – Zur psychischen Situation schwerst mehrfach behinderter Kinder. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft, 5. Jg., Heft 4/1982, 15–20

Mall, Winfried (2004): Der Zündfunke für Entwicklung. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft, 27. Jg., Heft 1/2004, 26–33

Mall, Winfried (2014): Sensomotorische Lebensweisen. Wie erleben Menschen mit geistiger Behinderung sich und ihre Umwelt? Werkheft. Heidelberg: Edition S

Mall, Winfried (2008): Kommunikation ohne Voraussetzungen: mit Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen. Ein Werkheft. Heidelberg: Edition S

Mall, Winfried (im Internet): <https://www.winfried-mall.ch>; <https://www.basale-kommunikation.ch>; <https://www.sensomotorische-lebensweisen.ch>

Meyer, Hansjörg (2016): Musikbasierte Kommunikation für Menschen mit schwerer Behinderung. Das Konzept. Karlsruhe; im Internet: <https://www.musikbasierte-kommunikation.de>

Niedecken, Dietmut (1998): Namenlos – Geistig Behinderte verstehen. Neuwied, Kriftel, Berlin (Zusammenfassung unter

<http://bidok.uibk.ac.at/library/niedecken-namenlos.html>)

Piaget, Jean (1975): Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde. Stuttgart: Klett-Cotta (Original: Neuchâtel 1959)

Stern, Daniel (1979): Mutter und Kind – Die erste Beziehung. Stuttgart: Klett-

Zieger, Andreas: Veröffentlichungen unter <http://www.a-zieger.de/publikationen.php>

aus:

Zuleger, A., Maier-Michalitsch, N. (Hg.): Kommunizieren und Beziehungen gestalten mit Menschen mit komplexer Behinderung.

Düsseldorf (verlag selbstbestimmtes leben) 2023 S. 129–134